

Deborah Ellis • Die Sonne im Gesicht



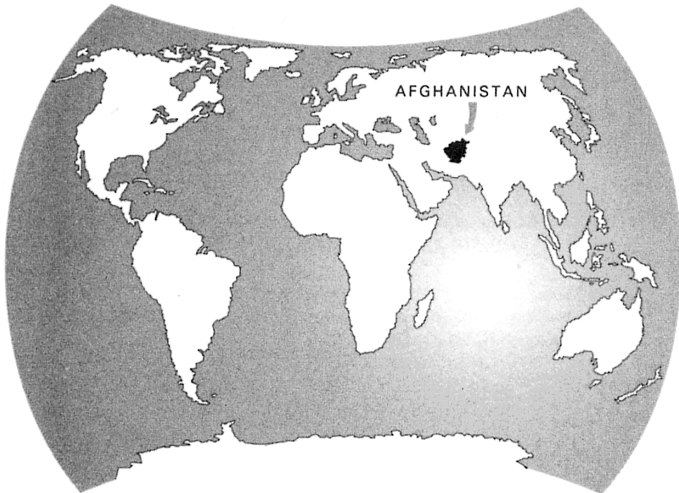




Foto: © Susan Horley

DIE AUTORIN

Deborah Ellis ist Schriftstellerin und Psychotherapeutin in Toronto, wo sie die Organisation »Frauen für Frauen in Afghanistan« gründete. 1999 verbrachte sie viele Monate in afghanischen Flüchtlingslagern in Pakistan und führte Interviews. Die Erzählungen afghanischer Frauen und Mädchen bilden die Grundlage für diesen Roman. Sämtliche Tantiemen aus »Die Sonne im Gesicht« gehen an afghanische Flüchtlingscamps in Pakistan, wo sie für den Unterricht und die Ausbildung von Mädchen verwendet werden.

Deborah Ellis

Die Sonne im Gesicht

Aus dem kanadischen Englisch
von Anna Melach



Band 21214



Der Taschenbuchverlag für Kinder
Verlagsgruppe Random House
München Berlin Frankfurt Wien Zürich

Die Übersetzung dieses Buches wurde gefördert vom Canada Council for the Arts und vom Canadian Department of Foreign Affairs and International Trade, sowie vom Österreichischen Bundeskanzleramt, Sektion für Kunstangelegenheiten.

Umwelthinweis:

*Dieses Buch wurde auf chlorfrei gebleichtem
Papier gedruckt.*

Erstmals als OMNIBUS Taschenbuch April 2003
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform
© 2001 für die deutschsprachige Ausgabe Verlag
Jungbrunnen, Wien

Alle Rechte dieser Ausgabe vorbehalten durch OMNIBUS
Taschenbuch/C. Bertelsmann Jugendbuch Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

© 2000 der Originalausgabe Deborah Ellis
Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »The Bread-
winner« bei Groundwood Books/Douglas & McIntyre.

Übersetzung: Anna Melach

Umschlagfoto: Steve McCurry/Magnum

Umschlagkonzeption: Klaus Renner

Ht · Herstellung: Peter Papenbrok

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: Clausen & Bosse, Leck

ISBN 3-570-21214-9

Printed in Germany

www.omnibus-verlag.de

10 9 8 7 6 5 4 3 2 1

1. Kapitel

»Ich kann diesen Brief genauso gut lesen wie Vater«, flüsterte Parvana in die Falten ihres Tschadors. »Zumindest fast so gut.« Sie wagte nicht, diese Worte laut auszusprechen. Der Mann, der neben ihrem Vater saß, wollte ihre Stimme gewiss nicht hören. Keiner auf dem großen Markt von Kabul wollte ihre Stimme hören. Denn Parvana war nur deshalb hier, weil sie ihrem Vater dabei helfen musste, zum Markt zu kommen und nach der Arbeit wieder zurück nach Hause. Sie saß gut verborgen auf ihrer Decke. Ihr Kopf und der Großteil ihres Gesichtes waren von ihrem Tschador bedeckt.

Eigentlich sollte Parvana überhaupt nicht auf der Straße sein. Die Taliban hatten befohlen, dass alle Mädchen und Frauen in Afghanistan in ihren Häusern bleiben sollten. Sie hatten den Mädchen sogar verboten, zur Schule zu gehen. Parvana hatte die sechste Klasse Grundschule verlassen müssen und ihre Schwester Nooria durfte nicht mehr in die Mittelschule gehen. Ihre Mutter, die bei einem der Radiosender von Kabul als Journalistin gearbeitet hatte, war von einem Tag zum anderen entlassen worden. Seit über einem Jahr waren sie nun mit der fünfjährigen Maryam und dem zweijährigen Ali alle zusammen in einem einzigen Zimmer gefangen.

Parvana konnte fast jeden Tag für ein paar Stunden ins Freie, weil sie ihren Vater beim Gehen stützen musste. Sie war immer froh hinauszukommen, auch wenn das hieß, dass sie dann viele Stunden auf einer Decke auf dem harten Boden des Marktes sitzen musste. Sie hatte sich sogar daran gewöhnt, den Mund zu halten, ganz still zu sitzen und ihr Gesicht zu verstecken.

Für ihre elf Jahre war Parvana sehr klein. Und als kleines Mädchen konnte sie sich normalerweise auf der Straße aufhalten, ohne dass die Taliban unangenehme Fragen stellten.

»Ich brauche das Mädchen, damit sie mich beim Gehen stützt«, sagte der Vater jedem Soldaten, der wissen wollte, was Parvana auf der Straße verloren hatte. Und er zeigte dann auf sein Bein. Der Vater hatte einen Fuß verloren, als die Mittelschule, an der er unterrichtet hatte, von einer Bombe getroffen worden war. Er hatte damals auch innere Verletzungen davongetragen und war nun oft sehr müde.

»Und ich habe keinen Sohn zu Hause, der mir helfen kann, nur ein Kleinkind«, erklärte der Vater.

Parvana duckte sich dann noch mehr zusammen und versuchte, noch kleiner auszusehen. Sie hatte Angst, den Soldaten aufzufallen. Sie hatte schon oft mit angesehen, wie sie Menschen, besonders Frauen, behandelten. Sie schlugen und peitschten alle aus, die ihrer Meinung nach aus irgendeinem Grund eine Strafe verdienten.

Wenn Parvana so Tag für Tag auf dem Markt saß, konnte sie eine Menge sehen. Aber wenn Soldaten der Taliban in der Nähe waren, hätte sie sich am liebsten unsichtbar gemacht.

Nun bat der Kunde den Vater, den Brief noch einmal vorzulesen. »Lies langsam«, sagte er, »damit ich es mir merken und meiner Familie berichten kann.«

Parvana hätte auch gerne einen Brief bekommen. Seit kurzem funktionierte in Afghanistan wieder die Post, nachdem sie durch den Krieg jahrelang gestört gewesen war. Viele von Parvanas Freundinnen waren mit ihren Familien aus Afghanistan geflohen. Vermutlich nach Pakistan, aber Parvana wusste nichts Genaueres, deshalb konnte sie ihnen auch nicht schreiben. Sie selbst war mit ihrer Familie wegen der Bomben so oft umgezogen, dass ihre Freundinnen nicht mehr wussten, wo sie nun wohnte.

»Afghanen sind über die ganze Erde verstreut, wie Sterne über den Himmel«, sagte ihr Vater oft.

Der Vater hatte den Brief ein zweites Mal vorgelesen. Der Kunde dankte ihm und bezahlte. »Ich werde wieder kommen, wenn es Zeit ist, eine Antwort zu schreiben«, sagte er.

Die meisten Menschen in Afghanistan konnten nicht lesen und schreiben. Parvana war eine der wenigen Glücklichen, die es gelernt hatten. Ihre Eltern waren beide auf der Universität gewesen und glaubten an die Wichtigkeit der Bildung für alle, auch für Mädchen.

Der Nachmittag ging weiter. Kunden kamen und gingen. Die meisten sprachen Dari, die Sprache, die auch Parvana am besten beherrschte. Wenn ein Kunde Pashtu sprach, konnte sie das meiste verstehen, aber nicht alles. Parvanas Eltern sprachen auch Englisch. Der Vater war in England auf der Universität gewesen. Das war sehr lange her.

Auf dem Markt ging es lebhaft zu. Männer kauften für ihre Familien ein, fliegende Händler boten ihre Waren und Dienste an. Manche Händler hatten feste Plätze; die Teestände zum Beispiel. Mit dem großen Teekessel und den vielen Tablett voll Teegläser konnte man nicht herumwandern. Deshalb gab es viele Teejungen, die mit einem Tablett voll Teegläsern in dem Labyrinth des Marktes herumliefen und den Händlern Tee brachten, die ihre eigenen Läden nicht verlassen konnten. Dann rannten sie mit den leeren Gläsern wieder zurück.

»Das könnte ich auch tun«, murmelte Parvana. Sie wäre so gerne auf dem Markt herumgewandert, hätte die engen, verwinkelten Gässchen kennen gelernt, so gut, wie sie die vier Wände ihres eigenen Zuhauses kannte.

Der Vater wandte sich nach ihr um. »Ich würde dich lieber auf einem Schulhof herumlaufen sehen als hier!« Dann wandte

er sich wieder um und rief den vorübergehenden Männern zu: »Haben Sie etwas vorzulesen? Haben Sie etwas zu schreiben? Pashtu und Dari! Wunderschöne Sachen zu verkaufen!«

Parvana runzelte die Stirn. Es war doch nicht ihre Schuld, dass sie nicht mehr zur Schule gehen durfte! Sie wäre viel lieber in einem Klassenraum gesessen als hier auf der unbequemen Matte, wo ihr der Rücken und der Po wehtaten. Parvana vermisste ihre Freundinnen, ihre blau-weiße Schuluniform und die vielen neuen Dinge, die sie jeden Tag gelernt hatten.

Ihr Lieblingsfach war Geschichte, vor allem die Geschichte Afghanistans. Viele Völker hatten Afghanistan zu erobern versucht. Vor viertausend Jahren waren die Perser gekommen. Dann kam Alexander der Große, danach kamen die Griechen, die Araber, die Türken, die Briten und schließlich die Sowjets. Einer der Eroberer, Tamerlan von Samarkand, hieb die Köpfe seiner Feinde ab und stapelte sie in großen Haufen auf wie Melonen auf einem Obststand. Alle diese Leute waren in Parvanas wunderschönes Land gekommen, um es zu erobern, aber die Afghanen hatten sie alle hinausgeworfen! Aber jetzt wurde das Land von den Taliban-Milizen regiert. Die Taliban waren Afghanen, und sie hatten sehr bestimmende, eindeutige Vorstellungen, wie die Dinge laufen sollten. Als sie die Hauptstadt Kabul erobert hatten und allen Mädchen verboten, zur Schule zu gehen, war Parvana im ersten Moment nicht allzu traurig gewesen. Ihr drohte gerade eine Mathematikschularbeit, für die sie nichts gelernt hatte, und außerdem hatte sie wieder einmal Schwierigkeiten, weil sie während der Stunde ständig schwätzte. Der Lehrer hatte einen Beschwerdebrief an ihre Mutter schicken wollen, aber die Taliban waren zugekommen.

»Warum heulst du denn?«, hatte Parvana ihre Schwester Nooria gefragt, die nicht aufhören konnte zu weinen. »Ein oder zwei Ferientage, das ist doch super!« Parvana war überzeugt ge-

wesen, die Taliban würden sie ein paar Tage später wieder zur Schule gehen lassen. Und bis dahin hatte der Lehrer die ärgerliche Mitteilung wegen ihrer Schwätzerei sicher vergessen.

»Sei doch nicht so blöd!«, schrie Nooria sie an. »Lass mich in Ruhe!«

Eine der Schwierigkeiten, wenn man mit der ganzen Familie in einem Zimmer wohnt, besteht darin, dass man unmöglich jemanden in Ruhe lassen kann. Wo Nooria war, da war auch Parvana, und wo Parvana war, da war Nooria.

Parvanas Eltern kamen aus angesehenen afghanischen Familien. Wegen ihrer guten Ausbildung hatten sie in ihren Berufen viel Geld verdient. Sie hatten in einem großen Haus mit einem Innenhof gewohnt, mit Dienstpersonal, einem Fernsehapparat, einem Kühlschrank, einem Auto. Nooria hatte sogar ein eigenes Zimmer gehabt. Parvana teilte ihres mit ihrer kleinen Schwester Maryam. Maryam plapperte zwar ununterbrochen, aber sie und Parvana liebten einander von ganzem Herzen. Und es war herrlich gewesen, Nooria ausweichen zu können. Das Haus war von einer Bombe zerstört worden. Die Familie war seither immer wieder umgezogen, jedes Mal in eine kleinere Wohnung. Und jedes Mal wenn wieder ein Haus, in dem sie gerade wohnten, von einer Bombe getroffen wurde, verloren sie mehr von ihren Sachen. Mit jeder Bombe wurden sie ärmer. Und jetzt lebten sie alle zusammen in einem einzigen Zimmer.

In Afghanistan herrschte seit mehr als zwanzig Jahren Krieg. Das war doppelt so lang, wie Parvana auf der Welt war.

Zuerst hatten die Sowjets mit ihren großen Panzern das Land überrollt und mit Kriegsflugzeugen das Land überflogen und Bomben auf Dörfer und Felder abgeworfen.

Parvana war einen Monat vor dem Abzug der Sowjets geboren. »Du warst ein so hässliches Baby, dass die Sowjets es nicht ertragen konnten, mit dir im selben Land zu sein«, spottete

Nooria immer wieder. »Sie sind vor Schreck über die Grenze in ihr eigenes Land geflohen, so schnell sie ihre Panzer tragen konnten.«

Nachdem die Sowjets weg waren, wollten die Männer, die zuvor auf die Sowjets geschossen hatten, weiterhin auf Menschen schießen, und daher schossen sie aufeinander. Viele Bomben fielen damals auf Kabul. Viele Menschen starben.

Bomben waren immer ein Teil von Parvanas Leben gewesen. Jeden Tag, jede Nacht fielen Bomben und Raketen vom Himmel und irgendjemandes Haus explodierte.

Und wenn die Bomben fielen, rannten die Menschen. Sie rannten zuerst hierhin, dann rannten sie dorthin, auf der Suche nach einem Platz, wo sie vor den Bomben sicher waren. Als Parvana noch klein war, wurde sie getragen. Als sie größer wurde, musste sie selber rennen.

Nun wurde ein Großteil des Landes von den Taliban kontrolliert. Das Wort Taliban heißt eigentlich: »religiöser Gelehrter«. Parvanas Vater erklärte ihr, Religion sei dazu da, den Menschen zu helfen, menschlicher, freundlicher und glücklicher zu werden. »Aber die Taliban machen Afghanistan nicht zu einem Land, in dem man glücklich und menschenwürdig leben kann«, sagte der Vater.

Es fielen immer noch Bomben auf Kabul, aber nicht mehr so häufig wie vorher. Im Norden des Landes war immer noch Krieg und dort wurden derzeit auch die meisten Menschen umgebracht.

Einige weitere Kunden waren gekommen und wieder gegangen, und Vater schlug vor, für heute mit der Arbeit aufzuhören. Parvana sprang auf und knickte sofort wieder zusammen. Ihr Bein war eingeschlafen. Sie rieb es und versuchte dann noch einmal aufzutreten. Diesmal blieb sie stehen.

Zuerst sammelte sie all die kleinen Dinge ein, die sie zu ver-

kaufen versuchten, Teller, Schüsselchen, kleine Dosen und verschiedene Ziergegenstände aus dem Hausrat, die die Bomben überlebt hatten. Wie viele Afghanen verkauften sie, was sie entbehren konnten. Mutter und Nooria sahen regelmäßig alles durch, was sie noch besaßen, um herauszusuchen, was sie nicht unbedingt brauchten. Es gab so viele Leute in Kabul, die ihre Habseligkeiten verkauften, dass Parvana sich immer wieder wunderte, dass überhaupt jemand übrig geblieben war, der auch etwas kaufte.

Parvana schüttelte die Decke aus und faltete sie zusammen. Der Vater packte Schreibzeug und Papier in die Schultertasche. Er stützte sich auf seinen Stock, nahm Parvanas Arm und stand langsam auf. Sie machten sich auf den Heimweg.

Kleine Entfernungen konnte der Vater allein, nur mit dem Stock, schaffen. Aber für längere Strecken brauchte er Parvana als Stütze.

»Du hast genau die richtige Größe für mich«, sagte er.

»Und wenn ich wachse?«

»Dann wachse ich mit dir!«

Vater hatte eine Beinprothese gehabt, die hatte er aber verkauft. Er hatte sie eigentlich gar nicht verkaufen wollen. Denn Prothesen werden ja extra für eine bestimmte Person angefertigt und das künstliche Bein eines Menschen passt nicht unbedingt einem anderen. Aber als ein Kunde Vaters falsches Bein auf der Decke liegen sah, wollte er es unbedingt haben. Die anderen Dinge sah er gar nicht an. Und er bot Vater einen so guten Preis, dass der sich überreden ließ.

Jetzt gab es sehr viele Beinprothesen auf dem Markt von Kabul zu kaufen. Seit die Taliban befohlen hatten, Frauen müssten zu Hause bleiben, nahmen viele Ehemänner ihren Frauen die Prothesen weg und verkauften sie. »Du gehst ja nicht fort, wozu brauchst du dann ein falsches Bein?«, fragten sie.

Überall in Kabul gab es zerbombte Häuser. Ganze Straßenzüge, in denen es einst Wohnhäuser und Geschäfte gegeben hatte, waren nur mehr Schutt und Staub.

Kabul war früher eine schöne Stadt gewesen. Nooria erinnerte sich noch an unbeschädigte Gehsteige, an Verkehrsampeln, deren Lichter wechselten. Abends waren sie spazieren gegangen oder ins Kino oder sie hatten in eleganten Geschäften nach Kleidern oder Büchern gestöbert.

Den größten Teil von Parvanas Leben bestand die Innenstadt von Kabul nun aus Ruinen und sie konnte sich die Stadt nicht anders vorstellen. Es tat ihr weh zu hören, wie das alte Kabul vor der Bombardierung ausgesehen hatte. Sie wollte gar nicht daran denken, was die Bomben alles zerstört hatten, vor allem Vaters Gesundheit und ihr eigenes schönes Haus. Das machte sie zornig, und weil sie mit ihrem Zorn nirgendwohin konnte, wurde sie traurig.

Parvana und ihr Vater verließen den belebten Markt und gingen eine Straße hinunter zu dem Haus, in dem sie wohnten. Parvana geleitete ihren Vater vorsichtig um tiefe Löcher und Steintrümmer herum, die sich mitten auf der Straße befanden. »Wie können Frauen in ihren Burkas auf diesen Straßen gehen?«, fragte Parvana ihren Vater. »Wie können sie sehen, wo sie hinsteigen?«

»Sie fallen oft«, antwortete der Vater. Er hatte Recht. Parvana hatte oft Frauen stürzen sehen.

Sie blickte die Straße entlang auf ihren Lieblingsberg, der sich majestätisch am Ende der Straße erhob.

»Wie heißt dieser Berg?«, hatte sie einmal ihren Vater gefragt, kurz nachdem sie in diese Gegend gezogen waren.

»Das ist der Mount Parvana.«

»Das stimmt nicht!«, sagte Nooria.

»Du solltest dem Kind nichts Falsches sagen«, meinte die

Mutter. Es war in der Zeit vor den Taliban gewesen. Die ganze Familie war gemeinsam spazieren gegangen. Mutter und Nooria hatten bloß leichte Tücher über ihrem Haar getragen und ihre Gesichter im Sonnenschein baden lassen.

»Berge werden von Menschen benannt«, erklärte der Vater.
»Ich bin ein Mensch und ich nenne diesen Berg Mount Parvana.

Die Mutter gab lachend nach. Vater lachte auch, Parvana lachte, und auch die kleine Maryam, die beinahe noch ein Baby war und nicht wusste, warum sie lachte. Sogar die stets mürrische Nooria stimmte ein. Das Lachen der ganzen Familie eilte bis zum Gipfel des Mount Parvana und wieder zurück zur Straße.

Nun aber stiegen Parvana und ihr Vater langsam die Stufen zu ihrer Wohnung hinauf. Sie lebten im fünften Stock eines Wohnblocks. Das Haus war von einer Bombe getroffen und beschädigt worden und eine Hälfte war nur mehr Schutt.

Die Stiegen liefen im Zickzack an der Außenmauer des Hauses hinauf. Auch sie waren teilweise zerstört und manche Stufen waren verschoben. Das Stieгельänder war nur mehr an einigen Stellen vorhanden. »Stütze dich niemals auf dieses GELÄNDER!«, hatte der Vater Parvana immer wieder eingeschärft. Die Stiegen hinaufzusteigen, war für den Vater einfacher als hinunter, aber sie brauchten trotzdem sehr lange. Endlich erreichten sie die Wohnungstür und traten ein.

2. Kapitel

Mutter und Nooria waren wieder einmal beim Putzen. Der Vater küsste Ali und Maryam, wusch sich im Bad den Staub von Gesicht, Händen und Füßen und streckte sich auf einem Toshak aus, um sich auszuruhen.

Parvana legte ihr Bündel neben die Tür und nahm ihren Tschador ab.

»Wir brauchen Wasser«, sagte Nooria.

»Kann ich mich nicht erst ein bisschen hinsetzen?«, fragte Parvana die Mutter.

»Du wirst besser sitzen, wenn du mit deiner Arbeit fertig bist. Geh jetzt gleich! Der Wassertank ist fast leer.«

Parvana seufzte. Wenn der Tank fast leer war, musste sie fünfmal zum Wasserhahn hinuntergehen. Nein, sechsmal, weil die Mutter es nicht leiden konnte, wenn der Wassereimer leer war.

»Wärst du gestern gegangen, als Mutter dich gebeten hatte, müsstest du heute nicht so viel schleppen«, sagte Nooria spöttisch, als Parvana an ihr vorüberging, um den Kübel zu holen. Nooria lächelte ihr überlegenes Große-Schwester-Lächeln und warf mit einem Schwung ihr langes Haar über die Schultern zurück. Parvana hätte sie ohrfeigen können.

Nooria hatte wunderschönes, dichtes, langes Haar. Parvanas Haar war dünn und strähnig. Sie wünschte sich auch Haare wie die ihrer großen Schwester und Nooria wusste das sehr gut.

Parvana murrte den ganzen Weg vor sich hin, die vielen Stufen hinunter und weiter, den Häuserblock entlang, bis sie schließlich beim gemeinsamen Wasserhahn für die ganze Nach-

barschaft angelangt war. Der Rückweg mit dem vollen Eimer war noch schlimmer, vor allem die drei Stockwerke hinauf. Aber die Wut auf Nooria gab ihr Kraft, deshalb schimpfte Parvana den ganzen Weg leise weiter.

»Nooria geht nie Wasser holen, und Mutter auch nicht. Und Maryam auch nicht. Die muss überhaupt nie irgendetwas arbeiten!«

Parvana wusste natürlich, dass sie Unsinn daherredete, aber sie murrte trotzdem weiter. Maryam war erst fünf, sie konnte nicht einmal den leeren Kübel die Stufen hinuntertragen, geschweige denn einen vollen hinauf. Die Mutter und Nooria aber mussten, wo immer sie außerhalb des Hauses hingingen, Burkas tragen, und mit diesen Burkas konnten sie unmöglich einen vollen Eimer Wasser die halb zertrümmerten Stufen hinaufschleppen. Außerdem war es immer gefährlich für Frauen, sich ohne männliche Begleitung außerhalb des Hauses aufzuhalten.

Parvana wusste, dass sie es war, die Wasser holen musste, weil niemand anderer in der Familie das tun konnte. Manchmal machte sie das wütend. Manchmal war sie stolz darauf. Aber eines war klar: Was sie auch fühlte, ob sie gut oder schlecht gelaunt war, das Wasser musste geholt werden, und sie war diejenige, die es holen musste.

Endlich war der Wassertank gefüllt, auch der Eimer war voll. Parvana konnte aus den Sandalen schlüpfen, ihren Tschador aufhängen und sich ausruhen. Sie setzte sich auf den Fußboden neben Maryam und sah zu, wie ihre kleine Schwester ein Bild zeichnete.

»Du kannst wunderschön zeichnen, Maryam! Eines Tages wirst du deine Zeichnungen verkaufen und viel, viel Geld dafür bekommen. Und wir werden alle reich sein und in einem Palast leben und du wirst ein Kleid aus blauer Seide tragen...«

»Aus grüner Seide«, sagte Maryam.

»Aus grüner Seide«, stimmte Parvana zu.

»Du könntest uns helfen, statt bloß herumzusitzen!« Die Mutter und Nooria putzten wieder einmal den Schrank.

»Ihr habt den Kasten doch vor drei Tagen erst geputzt!«

»Hilfst du uns jetzt oder nicht?«

Nicht, dachte Parvana, aber sie stand auf. Die Mutter und Nooria waren ständig dabei, irgendetwas zu putzen. Da sie ja nicht arbeiten oder zur Schule gehen durften, hatten sie nicht viel anderes zu tun. »Die Taliban haben uns befohlen, im Haus zu bleiben, aber das heißt nicht, dass wir im Dreck leben müssen«, sagte die Mutter immer.

Parvana hasste diese Putzerei. Sie verbrauchten dabei das ganze Wasser, das sie so mühsam heraufschleppen musste. Noch mehr Wasser verbrauchte Nooria, wenn sie ihre Haare wusch. Parvana blickte sich in dem kleinen Zimmer um. Alle Möbel, an die sich Parvana aus früheren Wohnungen erinnerte, waren von Bomben zerstört oder von Plünderern gestohlen worden. Alles, was sie jetzt an Möbeln besaßen, war der große hölzerne Schrank, der schon im Zimmer gewesen war, als sie eingezogen waren. Darin wurden die wenigen Besitztümer aufbewahrt, die sie hatten retten können. Außer dem Kasten hatten sie noch zwei Toshaks, die an der Wand auf dem Boden lagen, das waren alle ihre Möbelstücke. Früher hatten sie schöne afghanische Teppiche gehabt. Parvana erinnerte sich, wie sie als Kind mit dem Finger die verschlungenen Muster nachgefahren war. Jetzt lagen bloß billige Matten auf dem Betonboden.

Parvana konnte den Raum mit zehn Schritten durchqueren und mit zwölf Schritten in die andere Richtung. Es war ihre Aufgabe, die Matten mit einem kleinen Besen zu kehren. Sie kannte jeden Zentimeter des Zimmers.

Am einen Ende befand sich der Waschraum. Er war sehr klein, mit einem orientalischen Trittstein-WC, keiner moder-

nen, westlichen Toilette, wie sie früher eine gehabt hatten! Hier stand auch der kleine Propangasherd, weil eine winzige Lüftungsklappe hoch oben in der Wand für frische Luft sorgte. Auch der Wassertank war da, ein großes metallenes Fass, in dem fünf Eimer Wasser Platz hatten. Daneben war die Waschschiüssel.

In dem noch stehenden Teil des Gebäudes lebten auch noch andere Leute. Parvana sah sie manchmal, wenn sie Wasser holte oder mit ihrem Vater zum Markt ging. »Wir müssen uns von den Nachbarn fern halten«, sagte der Vater. »Die Taliban ermuntern die Leute, einander auszuspionieren. Es ist sicherer für uns, wenn wir nichts mit ihnen zu tun haben.«

Es ist vielleicht sicherer, dachte Parvana oft, aber es ist auch einsamer. Vielleicht wohnte ein anderes Mädchen in ihrem Alter gleich nebenan und sie würde das niemals herausfinden. Vater hatte seine Bücher, Maryam spielte mit Ali, Nooria hatte die Mutter, aber Parvana war ganz allein.

Die Mutter und Nooria hatten die Fächer feucht ausgewischt. Jetzt räumten sie den Schrank wieder ein.

»Hier sind ein paar Sachen, die dein Vater auf dem Markt verkaufen kann. Leg sie zur Tür«, sagte die Mutter.

Der leuchtend rote Stoff erregte Parvanas Aufmerksamkeit. »Das ist ja mein schöner Shalwar Kameez! Den können wir nicht verkaufen!«

»Was wir verkaufen, bestimme ich, nicht du! Wir brauchen ihn nicht mehr, außer du hast vor, auf eine Party zu gehen, von der du mir nichts erzählt hast.«

Parvana wusste, es hatte keinen Sinn, zu widersprechen. Seit Mutter ihre Arbeit verloren hatte, wurde sie jeden Tag gereizter.

Parvana legte ihr geliebtes Kleidungsstück mit den anderen Sachen zur Tür. Sie streichelte mit den Fingern über die kunstvolle Stickerei. Dieser Shalwar Kameez war ein Eid-Geschenk

ihrer Tante aus Mazar-e Sharif, einer Stadt im Norden von Afghanistan. Hoffentlich ist die Tante böse auf die Mutter, weil die ihr Geschenk verkauft, dachte Parvana.

»Warum verkaufen wir nicht Noorias gute Kleider? Sie geht überhaupt nirgendshin!«

»Sie braucht sie, wenn sie heiratet.«

Nooria lächelte triumphierend. Als zusätzliche Beleidigung warf sie den Kopf zurück, dass ihr schönes, langes Haar flog.

»Der tut mir heute schon Leid, der dich einmal heiratet«, sagte Parvana. »Er kriegt eine eingebildete, hochnäsige Kuh zur Frau!«

»Es reicht!«, sagte die Mutter.

Parvana schäumte vor Wut. Immer ergriff die Mutter Noorias Partei! Parvana hasste Nooria, und sie hätte auch ihre Mutter gehasst, wenn sie nicht ihre Mutter gewesen wäre.

Ihr Ärger schmolz aber dahin, als sie sah, wie die Mutter das Bündel mit Hossains Kleidern in die Hand nahm und im obersten Fach des Schrankes verbarg. Die Mutter sah immer so traurig aus, wenn sie Hossains Kleider in der Hand hatte.

Nooria war nicht immer das älteste Kind der Familie gewesen. Hossain war der Älteste gewesen. Er war von einer Landmine getötet worden, als er vierzehn war. Mutter und Vater sprachen niemals von ihm. Die Erinnerung war zu schmerzlich. Nooria hatte Parvana einmal von Hossain erzählt, bei einer der wenigen Gelegenheiten, wo die Schwestern miteinander redeten.

Hossain hatte gern gelacht und wollte immer, dass Nooria mit ihm spielte, obwohl sie doch ein Mädchen war.

»Sei doch nicht so eine Prinzessin«, hatte er gesagt. »Ein wenig Fußball spielen tut dir gut!«

Und manchmal, erzählte Nooria, hatte sie nachgegeben und mit ihm Fußball gespielt. Er hatte ihr den Ball immer so gut zu-

geschossen, dass sie ihn stoppen und zurückschießen konnte. »Er hat auch dich immer hochgenommen und mit dir gespielt«, berichtete Nooria. »Er hatte dich wirklich gern. Stell dir das vor!«

Ich hätte Hossain sicher auch gern gehabt, dachte Parvana.

Als sie den Schmerz im Gesicht ihrer Mutter sah, vergaß sie ihren Zorn und half stillschweigend, das Abendessen herzurichten. Das Essen heiterte alle ein wenig auf, und so blieben sie noch eine Weile beisammen sitzen, als sie fertig waren.

Zu einem bestimmten Zeitpunkt tauschten Nooria und die Mutter dann immer ein geheimes Signal aus, und beide erhoben sich im selben Augenblick, um das Geschirr wegzuräumen. Parvana hatte keine Ahnung, wie sie das machten; sie versuchte immer, das Geheimzeichen zu entdecken, aber das war ihr bisher noch nicht gelungen.

Ali war auf Mutters Schoß eingeschlafen, ein Stückchen Nan in der kleinen Faust. Ab und zu richtete er sich schlaftrunken auf, als wolle er nichts von der Unterhaltung versäumen, und versuchte aufzustehen, aber die Mutter hielt ihn mit sanfter Gewalt fest. Ali zappelte ein wenig, dann schlief er wieder ein. Vater hatte sich mit einem kurzen Schläfchen etwas erfrischt. Er hatte seinen guten weißen Shalwar Kameez angezogen. Sein langer Bart war sorgsam gekämmt. Parvana fand ihren Vater sehr schön.

Die Taliban hatten allen Männern befohlen, sich Bärte wachsen zu lassen. Zuerst fiel es Parvana schwer, sich an das neue Gesicht ihres Vaters zu gewöhnen. Er hatte zuvor niemals einen Bart getragen. Auch er selbst konnte sich nur schwer daran gewöhnen, denn der Bart kitzelte ihn anfangs fürchterlich.

Nun erzählte der Vater wieder historische Episoden. Er hatte Geschichte unterrichtet, bevor seine Schule von einer Bombe getroffen worden war. Parvana war mit diesen Geschichten auf-

gewachsen, deshalb war sie auch in der Schule in diesem Fach sehr gut gewesen.

»Im Jahre 1880 wollten die Briten unser Land erobern. Wollten wir, dass die Briten uns eroberten?«, wandte er sich an Maryam.

»Nein!«, antwortete Maryam.

»Natürlich nicht! Jeder kommt nach Afghanistan und will es erobern, aber wir Afghanen werfen sie alle hinaus! Wir sind außerordentlich gastfreundliche Menschen. Ein Gast ist bei uns König. Merkt euch das. Wenn ein Gast in unser Haus kommt, muss er immer das Allerbeste bekommen!«

»Oder sie«, sagte Parvana.

Vater lächelte ihr zu. »Oder sie. Wir Afghanen tun alles, damit sich ein Gast wohl fühlt. Aber wenn jemand in unser Haus kommt oder in unser Land und sich wie ein Feind benimmt, dann verteidigen wir uns!«

»Vater, erzähl weiter«, drängte Parvana. Sie hatte die Geschichte schon oft gehört, aber sie wollte sie immer wieder hören.

Wieder lächelte der Vater. »Wir müssen diesem Kind irgendwie Geduld beibringen«, sagte er zur Mutter. Parvana brauchte ihre Mutter nicht anzusehen, um sich vorzustellen, was sie jetzt dachte: Da gibt es noch eine Menge ganz anderer Sachen, die wir diesem Kind beibringen müssen...

»Also schön«, gab der Vater nach. »Weiter. Es war also im Jahre 1880. Im Staub rund um die Stadt Kandahar kämpften die Afghanen mit den Briten. Es war eine fürchterliche Schlacht. Viele Männer starben. Die Briten waren im Vorteil und die Afghanen waren nahe daran, aufzugeben. Ihr Kampfesmut war erloschen und sie hatten keine Kraft mehr weiterzukämpfen. Sie waren nahe daran, sich gefangen nehmen zu lassen. Dann konnten sie wenigstens verschnaufen und vielleicht ihr Leben retten.

Da stürmte plötzlich ein kleines Mädchen, jünger als Nooria, aus einem der Häuser des Dorfes. Sie rannte mitten durch die kämpfenden Truppen bis vor die Kampflinie und wandte sich nach den afghanischen Soldaten um. Sie riss ihren Schleier vom Kopf, und während die heiße Sonne auf ihr Gesicht und den bloßen Kopf brannte, schrie sie den afghanischen Truppen zu:

›Wir können diesen Kampf gewinnen!‹, schrie sie. ›Gebt die Hoffnung nicht auf. Reißt euch zusammen! Los, kämpfen wir weiter.‹ Sie schwenkte ihren Schleier wie ein Kriegsbanner und führte die Truppen in den Endkampf mit den Briten. Und die Briten hatten keine Chance. Die Afghanen gewannen die Schlacht.

Und was ihr daraus lernen könnt, meine Töchter«, sagte Vater und blickte von einer zur anderen, »ist: In Afghanistan hat es immer die tapfersten Frauen der Welt gegeben. Ihr seid alle tapfere Frauen. Ihr seid die Erbinnen des Mutes von Malali!«

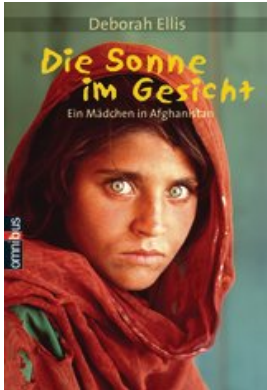
›Wir können diesen Krieg gewinnen!‹, rief Maryam und schwang ihre Arme, als hätte sie eine Fahne in der Hand. Die Mutter rettete geschwind die Teekanne aus ihrer Reichweite. »Wie können wir tapfer sein?«, fragte Nooria. »Wir dürfen doch nicht einmal auf die Straße hinaus! Wie können wir Männer in der Schlacht anführen? Ich hab genug vom Krieg! Ich will keinen Krieg mehr!«

›Es gibt verschiedene Arten von Kampf«, antwortete der Vater ruhig.

›Zum Beispiel den Kampf mit dem Abendessen-Geschirr«, sagte die Mutter.

Parvana schnitt ein so kummervolles Gesicht, dass der Vater lachen musste. Maryam versuchte, sie nachzuahmen, da mussten auch die Mutter und Nooria lachen. Ali erwachte, und als er alle lachen sah, lachte er mit.

Die ganze Familie lachte noch, als plötzlich vier Taliban-Soldaten die Tür aufstießen.



Deborah Ellis

Die Sonne im Gesicht

Ein Mädchen in Afghanistan

Taschenbuch, Broschur, 128 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
1 farbige Abbildung, 2 s/w Abbildungen
ISBN: 978-3-570-21214-1

cbj

Erscheinungstermin: April 2003

Nur als Junge verkleidet kann Parvana die Herrschaft der Taliban überleben!
Als ihr Vater verhaftet wird, nimmt die elfjährige Parvana seinen Platz auf dem Markt in Kabul ein. Hier hatte er den vielen Analphabeten ihre Post vorgelesen. Wegen der restriktiven Gesetze der Taliban kann sie sich jedoch nur als Junge verkleidet in der Öffentlichkeit zeigen. Und begibt sich so in große Gefahr ...

Top-Thematik: Frauen unter dem Taliban-Regime